

HIDDEN FRAMES #01



Lea: Hallo und herzlich willkommen bei HiddenFrames. Wir sind Lea und Pauline. Das hier ist ein Podcast für Serienliebhaberinnen – für alle, die Serien nicht nur schauen, sondern sich irgendwann dabei ertappen, wie sie darüber nachdenken, warum eine Geschichte so wirkt.

In jeder Folge nehmen wir uns eine Serie vor. Wir schauen hinter die Kulissen, auf Figuren abseits des Offensichtlichen, auf Bildsprache, Musik, popkulturelle Spuren und auf das, was zwischen den Zeilen passiert: die Dinge, die man leicht übersieht, die aber oft genau dafür sorgen, dass eine Serie hängen bleibt.

In dieser Folge geht es um Stranger Things. Und ganz kurz vorweg: Falls ihr Stranger Things noch nicht gesehen habt, ist jetzt vielleicht der perfekte Zeitpunkt, damit anzufangen. Ihr könnt diese Folge aber auch komplett ahnungslos hören. Im besten Fall habt ihr danach einfach Lust, die Serie zu schauen oder sie noch mal mit

Denn Stranger Things ist mehr als Nostalgie, mehr als Eighties-Ästhetik und mehr als Monster aus einer Parallelwelt. Es ist eine Serie, die für viele überraschend tief unter die Haut geht – obwohl, oder vielleicht gerade weil, sie gruselig ist. Eine Serie, die Angst erzählt und sich trotzdem oft sicher anfühlt.

Pauline: Und genau dieser Frage wollen wir heute nachgehen: Warum berührt Stranger Things so viele Menschen – und warum bleibt es?

Um das zu verstehen, müssen wir nicht bei Monstern oder Mythen anfangen, sondern bei den Menschen dahinter. Für jede unserer Kategorien haben wir uns einzelne Charaktere, Rollen, Orte oder Fakten herausgepickt, die wir besonders spannend finden. Natürlich gibt es im Stranger-Things-Universum unendlich viele Dinge, auf die man sich fokussieren kann. Aber dann würden wir hier mehrere Tage sitzen. Also starten wir mit unserer ersten Kategorie.

Es ist Februar. Irgendwo im Norden Englands. Einer dieser Winter, die nicht spektakulär sind, sondern zäh. Grau, salzig vom Meer. In einer kleinen Stadt namens Bridlington wächst ein Junge auf: Council Estate. Beton. Wenig Platz. Wenig Geld. Draußen das Meer, drinnen das Gefühl, dass man früh lernt, sich zusammenzunehmen.

Er hat dunkles Haar, ein schmales Gesicht, einen Blick, der eher beobachtet als fordert. Mit sechzehn verlässt er die Schule und zieht nach London. Nicht, weil er weiß, wohin er will – sondern weil er weiß, dass er weg muss. Er wird Schlagzeuger. Punk, kleine Clubs. Nächte, die laut sind. Tage, die kurz sind. Er tourt mit Bands, schläft in Hostels, auf Sofas, manchmal auf dem Boden. Tagsüber arbeitet er als Barkeeper.

Und jetzt die Frage an dich: Hast du schon eine Ahnung, um wen es geht? Über wen wir jetzt sprechen?

Lea: Ich muss sagen, ich habe zu den Schauspielern nicht so viele Infos, weil ich da nicht immer so im Thema bin. Aber ich schätze, es wird auf jeden Fall eine männliche Figur sein – und eine, die schon etwas älter ist.

Das wird jetzt keiner von denen sein, die mein Charakter sein könnte, weil die noch relativ jung sind. Das heißt: Der müsste vor seiner Schauspielkarriere Schlagzeuger gewesen sein und in einer Bar gearbeitet haben? Guess not. Ich kenne die Namen der Schauspieler nicht, aber ich würde auf den Schauspieler ...

Pauline: Bevor du's sagst: Ich zeig dir noch ein Foto.

Lea: Okay, auf dem Foto sieht man einen sehr kleinen Jungen. Der sieht ein bisschen aus wie Anakin von Star Wars, als er klein war. Eins zu eins dieselbe Frisur, und das Bild wirkt schon relativ alt. Das wäre jetzt auch kein Bild aus meiner Kindheit. Aus der Zeit würde ich sagen, das ist etwas älter. Deswegen würde ich meinen: Das ist der Schauspieler von Hopper. Maybe. Was sagst du?

Pauline: Na ja, so alt ist das Bild noch nicht. Es ist Charlie Heaton, der Schauspieler von Jonathan.

Lea: Ja, jetzt wo du's sagst, macht's Sinn. Die Augen sind markant. Stimmt.

Pauline: Na ja, machen wir weiter. Musik ist kein Traum. Sie ist ein Halt. Ein Rhythmus, der Struktur gibt, wenn sonst nichts stabil ist.

Zwei tausend vierzehn passiert etwas, das alles verschiebt: Er wird Vater. Mit zwanzig. Mit einer Frau aus seiner Band – zehn Jahre älter als er. Er wird später sagen, dass man in dem Moment sehr schnell erwachsen wird. Dass Verantwortung plötzlich nicht mehr verhandelbar ist. Dass Nähe, Schuldgefühle, Stolz und Angst gleichzeitig existieren können.

Zwei tausend fünfzehn schickt Charlie ein Audition Tape für eine Netflixserie, von der niemand weiß, dass sie existieren wird. Ein Chemistry-Read mit Natalia Dyer, ein Skype-Interview mit Executives. Er sitzt dabei in einem Burgerladen in Hammersmith in London – zwischen Pommes und Stimmengewirr.

Kurz darauf steht er als Jonathan Buyers für Stranger Things vor der Kamera. Stranger Things erscheint zwei tausend sechzehn und verändert alles in Charlies Leben, denn sie wird ein globales Phänomen. Plötzlich sind da Fans, Projektionen, Erwartungen. Charlie wirkt in diesem Strudel nie souverän, sondern eher wachsam und angespannt. Die Beziehung zu Natalia entwickelt sich während der Arbeit leise und vorsichtig. Sie halten sie lange privat, weil sie selbst noch nicht wissen, was genau sie da leben – und weil sie den Arbeitsraum schützen wollen. Später sagt er, es sei ein Geschenk gewesen, mit jemandem zusammen zu sein, der dieselben Ängste kennt: die Unsicherheit, keinen Job zu bekommen, den Druck nach einem schlechten Drehtag und das Gefühl, sich ständig beweisen zu müssen.

Zwei tausend siebzehn gibt es einen Moment, der zeigt, wie fragil dieses neue Leben ist. Am Flughafen in Los Angeles wird er mit einer kleinen Menge Kokain aufgehalten. Keine Anklage – aber er darf nicht einreisen. Er verpasst die Premiere der zweiten Staffel der Serie, die sein Leben verändert hat.

Die Öffentlichkeit bekommt davon Wind. Ein Fehler, der sofort größer wird als die Person dahinter. Er selbst spricht später nicht dramatisierend darüber. Es wirkt eher wie ein weiteres Beispiel dafür, wie wenig Puffer es gibt, wenn man jung, sichtbar und nicht abgesichert ist.

Was denkst du: Wie ist das, wenn man berühmt ist und einen krassen Fehler macht – und alles öffentlich wird? Und was hältst du davon, dass das so geächtet wird?

Lea: Ich finde das super krass. Wir sind auch in einer Zeit aufgewachsen mit Hannah Montana, die dafür total geshaded wurde, wie sie sich entwickelt hat. Ich finde es crazy, wenn man überlegt, wie ich in dem Alter war – und dann wären alle Augen auf mich gerichtet. Das ist krank. Ich wäre komplett zerstört worden von den Medien. Unabhängig davon, dass der Fehler passiert ist: Was danach passiert, verändert dich noch mal so krass. Du bist eh in einer Phase, wo du dich neu entdeckst – und dann wirst du geisteskrank kritisiert von irgendwelchen Medien. Das macht richtig was mit dir. Charakterlich auf jeden Fall.

Pauline: Vor allem heutzutage mit dem Internet. Früher war das noch mal anders.

Was ihn in dieser Zeit stabilisiert, sind Menschen am Set. Vor allem Winona Ryder. Er beschreibt sie als jemanden, der ihm Normalität gegeben hat. Sie wiederum spricht von Vertrauen, von emotionaler Offenheit, von einem Gefühl gegenseitiger Absicherung – Dinge, die man in der Serie spürt, ohne sie benennen zu können. Charlie bewegt sich über Jahre in einer Zwischenposition im Cast. Kein Kind mehr, aber auch kein erfahrener Veteran. Rückblickend nennt er das ein Glück: Er musste nicht vor aller Augen erwachsen werden, weil er es längst war. Auf eine Art, die man nicht übt, sondern erlebt.

Als die Serie endet, fühlt sich das für ihn nicht nach einem sauberen Abschluss an – eher wie ein Verlust. Ein Jahr Dreharbeiten für die letzte Staffel. Echte Erschöpfung, echte Nähe, echte Liebe. In den letzten Szenen, sagt er, sei nichts mehr konstruiert gewesen. Man habe sich einfach angesehen und gewusst, was dieser Moment bedeutet. Heute sagt er, dass es für ihn in Ordnung ist, mit Jonathan Byers verbunden zu bleiben. Nicht weil es Ruhm bedeutet, sondern weil Jonathan jemand ist, mit dem er leben kann. Jemand, der versucht hat, das Richtige zu tun, auch wenn es schwer war.

Findest du: Charlie war einfach gut gecastet, weil er viele Eigenschaften mitbringt, die Jonathan auch hat? Oder findest du, er hat einfach gut geschauspielert?

Lea: Ich glaube, er hat auch viel von sich selbst in die Rolle gebracht. Oft werden Rollen ja nach Charaktereigenschaften gecastet. Aber klar, du brauchst trotzdem Interpretationsfreiraum. Und als du das erzählt hast – seine Vorgeschichte und wie das zur Rolle passt – das ist schon cool. Man merkt das in der Serie:

Was er für ein Bruder ist, das Verhältnis zur Mutter. Ich würde sagen, er verkörpert seinen Werdegang und seine Eigenschaften, so wie er sich entwickelt hat. Das macht den Charakter aus. Und im Vergleich zu den anderen ist Jonathan schon ein spezieller Charakter.

Pauline: Ja, voll okay. Wir kommen zur nächsten Person – zum nächsten Star hinter den Kulissen. Ein ganz zentraler Punkt, wenn man über Stranger Things spricht, ist die Frage, warum sich die Figuren so echt anfühlen. Und bei der nächsten Figur lässt sich das ziemlich konkret beantworten.

Es ist Spätherbst, irgendwo an der Ostküste der USA. Ein Ort, an dem Häuser sich ähneln, Jahreszeiten verlässlich kommen und Familiengeschichten sich über Jahrzehnte verweben. Hier wächst ein Junge auf. Eingebettet in eine große Familie: viele Cousins, viele Stimmen, viele Rituale. Weihnachten ist wichtig. Nicht wegen der Geschenke, sondern wegen der Nähe – und wegen der Selbstverständlichkeit, zusammenzugehören.

Der Junge merkt früh, dass sein Körper anders ist. Dass Dinge auffallen, über die andere nie nachdenken müssen. Zähne, Knochen, Proportionen. Es wirft ihn nicht aus dem Leben – aber es lenkt Blicke. Er reagiert instinktiv mit Humor. Nicht

kalkuliert, eher reflexhaft. Als hätte er früh verstanden, dass Lachen Verbindung schaffen kann.

Du weißt ja schon, um wen es geht.

Lea: Ja, das ist bestimmt Dustin, oder?

Pauline: Ja. Ich zeig dir auch von ihm noch mal ein süßes Bild – und zwar dieses.

Lea: Oh nein. Ist er da am Strand? Es sieht gartenmäßig aus.

Pauline: Er ist da, glaube ich, mit seinem Cousin auf einer kleinen Decke.

Lea: Süßes Kind.

Pauline: Sehr süßes Kind.

Ein Ort, an dem schon früh alles zusammenkommt, ist die Bühne: musikalisches Theater, Gesang, Schauspiel. Ein Raum, in dem Anderssein nicht kommentiert wird, sondern Teil der Präsenz ist. Er lernt, Energie zu halten, Tempo zu wechseln und mit Aufmerksamkeit umzugehen. Mit schon neun Jahren steht er plötzlich vor der Kamera. Eine neue Serie: Kinder auf Fahrrädern. Eine Geschichte, die noch niemand kennt.

Der Charakter, den er liest, ist zunächst kaum mehr als eine Skizze: ein witziger Sidekick, viele Kommentare, wenig Tiefe. Und dann sehen die Macher ihn spielen – und die Figur beginnt sich zu verändern. Die Duffer-Brüder haben in Interviews erzählt, dass Dustin ursprünglich eine ziemlich eindimensionale Figur war: ein klassischer Nerd. Eher ein Stereotyp als ein Charakter. Erst als Gaten zum Casting kam, wurde ihnen klar, wer das eigentlich sein könnte. Gaten hat die Figur nicht einfach gespielt – er hat sie geprägt, und Dustin wurde im Grunde um ihn herum neu gedacht.

Besonders wichtig war ihnen Authentizität. Sie wollten keine perfekt trainierten Kinderschauspieler, keine überzeichneten Performances, nichts, was sich künstlich oder „disneymäßig“ anfühlt. Sie sagen selbst, dass man oft innerhalb weniger Sekunden merkt, ob ein Kind etwas Echtes mitbringt. Und Gaten hatte genau das.

Hättest du das gedacht?

Lea: Ja, das hätte ich sofort gedacht, weil ich mir auch viele Interviews von allen angeschaut habe. Und wenn man ihn da sieht: Er ist wirklich genau so wie in der Serie. Er lacht super viel, reißt Jokes – ich finde ihn richtig niedlich. Mittlerweile ist er einfach immer happy. Ich finde es richtig schön, ihm zuzusehen. Und genau das hat er in der Serie verkörpert. Deswegen macht es total Sinn, dass sie den Charakter so angepasst haben. Ich liebe ihn auch sehr.

Pauline: Mit den Jahren wächst die Serie – und mit ihr die Verantwortung. In der letzten Staffel ist Dustin wütender, verschlossener, verletzlicher. Gaten erzählt, dass ihn das selbst überrascht hat. Er vermisst zwischendurch den leichten Ton, das Unbeschwerthe. Für manche Szenen zieht er sich sogar bewusst zurück. Er geht allein spazieren, versucht Isolation zu spüren, statt sie nur zu spielen.

Der Abschied von der Serie kommt nicht plötzlich. Er zieht sich. Drehschluss zwei tausend vier und zwanzig. Ausstrahlung erst Ende zwei tausend fünf und zwanzig. Presse, Wiedersehen, Nachrichten, Erinnerungen. Gaten schleicht sich sogar anonym in ein Kino, um das Finale mit Fans zu sehen. Er bekommt Nachrichten von alten

Lehrern, Freunden, Menschen aus seiner Vergangenheit. Er merkt, wie viele beteiligt waren, damit sich diese Zeit normal anfühlen konnte.

Am Ende der Serie landet Dustin an einem Ort, der mehr ist als Kulisse: Die Universität liegt in Atlanta. Gedreht wird in einem Viertel, in dem Gaten früher selbst gewohnt hat. Ein kleiner Kreis schließt sich. Der kleine Junge aus der großen Familie ist erwachsen geworden. Und wenn er heute über diese Zeit spricht, geht es ihm weniger um Ruhm als um Menschen, um Freundschaften – um das Gefühl, Teil von etwas gewesen zu sein, das bleibt.

Vielleicht ist genau das der Grund, warum das so gut funktioniert: Weil er nicht perfekt ist, sondern neugierig, warm, widersprüchlich – und fest verankert in Gemeinschaft.

Lea: Ich finde bei Dustin merkt man total, was du gesagt hast: Der Charakter funktioniert, weil er nicht perfekt ist. In den ersten Staffeln war er der Sunnyboy, immer lustig, immer am Lachen – super sympathisch. Und gerade die letzte Staffel war dann ein Plottwist in der Charakterentwicklung. Aber so ist es im Leben: Niemand ist perfekt, jeder hat Phasen, wo man arschig ist. Und er war völlig zu Recht arschig – man konnte es hundert Prozent nachvollziehen. Wenn mir sowas passiert wäre, ich wüsste nicht, wie ich auf andere reagieren würde. Ich finde, er wirkt einfach ganz normal – und deswegen klappt das so mit ihm. Wahrscheinlich ist er auch deshalb so beliebt bei Fans.

Pauline: Ich finde es witzig, dass du das sagst, weil das gut passt. Wir gehen jetzt über zur nächsten Kategorie: die Sidequest Heroes – oft unterschätzt.

Und Dustin ist da unser erster Charakter. Er startet nicht als „der besondere Junge“. Und genau das ist wichtig, denn das entsteht nicht über oder unter den anderen Jungs. Er ist nicht mehr oder weniger relevant – er ist Teil der Gruppe auf Augenhöhe. Alle vier geben sich von Beginn an Respekt. Keiner ist der Chef, keiner wirklich der Sidekick. Und vielleicht ist genau das der Punkt: Dustin behandelt Menschen um sich herum so, wie er selbst behandelt werden will.

Er akzeptiert die anderen, wie sie sind: Mike mit seinem Drang, alles zusammenzuhalten. Lucas mit seiner Skepsis. Will mit seiner Sensibilität. Und später auch Menschen außerhalb der Gruppe – ganz selbstverständlich. Er bewertet nicht ständig, wer cool ist und wer nicht. Auch wenn er selbst sehr genau spürt, wo er steht.

Eine meiner Lieblingsszenen mit Dustin ist der Schulball am Ende der zweiten Staffel: der Snowball. Erinnerst du dich noch an die Szene – und wie sie ungefähr lief?

Lea: Ungefähr. Ich weiß es nicht mehr hundert Prozent, die zweite Staffel ist ewig her. Aber war es nicht so, dass Dustin am Rand stand und keinen Tanzpartner hatte – und Nancy hat das gesehen und ist zu ihm hin und hat mit ihm getanzt? Das hat mir richtig Romcom-Vibes gegeben. Einfach ein schönes Happy End für ihn, weil er das verdient hat.

Pauline: Voll. Ich geb dir die Szene noch mal grob wieder. Erst mal hat Steve ihn zum Schulball gefahren – sehr sweet. Und Dustin hat sich richtig schick gemacht, mit neuer Frisur. Steve war da sein Vorbild: der hatte ja den coolen Mohawk.

Lea: Ja, stimmt.

Pauline: Und ich hab dir auch ein Bild mitgebracht – einfach, damit du dich wieder zurückinnerst.

Lea: Nein. Wie er da guckt. Wie stolz er ist. Wie er sie da hält. Ich kann das nicht. Auf dem Foto sieht man Nancy, wie sie mit Dustin tanzt, und Dustin guckt ganz stolz in die Kamera. Und sie guckt ihn an. Ich finde es crazy, dass sie fast gleich groß sind und fast die gleiche Frisur tragen. Aber er sieht richtig toll aus. Und richtig stolz.

Pauline: Ja, er hat sich richtig schick gemacht. Und am Anfang des Abends ist er auch super selbstbewusst, weil Steve ihn pusht und aufhyped und sagt: „Das wird alles super cool.“ Und er freut sich richtig auf den Abend. Und dann fragt er mehrere Mädchen, ob sie mit ihm tanzen wollen – und bei allen blitzt er ab.

Übrigens Funfact: Im Finale der fünften Staffel ist es das gleiche Mädchen, das er wieder fragt.

Lea: Oh mein Gott – sie hat ihn abblitzen lassen. Stimmt ja, das war so cool.

Pauline: Nancy beobachtet das alles aus der Ferne. Und sie geht zu ihm hin und lädt ihn zum Tanz ein.

Ich liebe diese Szene, weil sie so leise ist – und trotzdem sagt sie total viel über die Charaktere aus. Und ich glaube, Dustin sieht sich selbst teilweise als Außenseiter. Er will dazugehören, das merkt man in dieser Szene sehr. Aber er ist sich auch bewusst, dass er aus dem Muster fällt. Und im Lauf der Serie merkt man: Das ist okay für ihn. Er betrachtet es als Stärke, nicht normal zu sein.

Kommen wir zu Dustin und Steves Freundschaft. Erst mal hab ich noch ein Foto für dich, um's dir wieder in Erinnerung zu rufen.

Lea: Nein. Was ist das?

Pauline: Das ist auch eine meiner Lieblingsszenen. Beschreib bitte.

Lea: Auf dem Foto sieht man Steve und Dustin auf einem Gleis laufen. Beide haben einen Eimer in der Hand und gelbe Handschuhe an. Sie unterhalten sich. Dustin hat ein Headset auf. Das ist auf jeden Fall ein altes Bild, muss aus Staffel eins oder zwei sein.

Pauline: Ja, das ist aus Staffel zwei. Da haben die Köder verteilt, um den Demogorgon zu locken.

Lea: Okay – in irgendeine Richtung.

Pauline: Ich finde, Dustin und Steves Freundschaft ist nicht die wichtigste, aber ein sehr wichtiger Part der ganzen Serie – und eine der schönsten.

Sie entsteht komplett zufällig. Steve und Dustin hätten sich unter normalen Umständen nie kennengelernt. Steve lebt am Anfang in einer völlig anderen Realität als die Kids. Er ist der Hübsche, der Coole, einer von den „Normalen“. Super beliebt, sportlich, Basketball – und bei den Mädels total angesehen. Und dann wird er da reingezogen: Monster, Upside Down, Kinder, die viel zu jung für das alles sind.

Was ich spannend finde: Für die anderen geht es fast immer um die Rettung von irgendwem, der ihnen nahesteht – egal ob Will, Holly oder Hopper. Und Steve hat am Anfang gar kein Ziel. Der ist einfach dabei. Und er freut sich, dass er dabei sein kann. Und er geht nicht wieder.

Und genau da setzt es an: Die Kids behandeln Steve nicht als den Coolen und Angesehenen. Und ich glaube, Steve fühlt sich dadurch auch nicht als der Typ, der ständig was darstellen muss. Sie nehmen sich gegenseitig einfach so, wie sie sind: direkt, ehrlich, ohne doppelten Boden – ohne diese High-School-Maske, die Steve sonst vielleicht überall tragen musste. Ich glaube, Steve kannte das vorher gar nicht. Durch Dustin lernt er, dass man sein kann, wie man ist – und dass das reicht. Dass das sogar gut ist. Und das funktioniert in beide Richtungen: Steve übernimmt Verantwortung. Nicht von oben herab, sondern weil er sich wirklich zuständig fühlt – vor allem für Dustin.

Am coolsten finde ich: Es ist keine klassische Mentorbeziehung. Nicht Lehrer und Schüler. Trotz Altersunterschied sind sie gleichwertig. Dustin glaubt an Steve, lange bevor Steve an sich selbst glaubt.

Und Steve bleibt bei Dustin nicht aus Pflicht, sondern aus echter Freundschaft. Für mich ist das ein Beispiel dafür, worum es in Stranger Things eigentlich geht: nicht nur um Monster, sondern um Menschen, die füreinander da sind – gerade wenn sie aus völlig unterschiedlichen Welten kommen.

Lea: Krass. Vor allem der Aspekt, dass Steve eigentlich niemanden hat, den er retten will ... und dann sind's am Ende die, die er so im Team hat. Und bei Dustin ist es auch so: Jeder hat noch Geschwister oder eine Freundin oder whatever, die in der Handlung mitspielt. Und bei Steve und Dustin haben die sich irgendwie nur gegenseitig in dem Team. Das habe ich so noch gar nicht gesehen. Steve ist natürlich auch gerne dabei, weil Nancy da ist. Klar, er liebt sie. Aber wenn man das mal so betrachtet: Nancy ist ja auch die, die Dustin beim Ball gefragt hat, ob sie tanzen wollen. Green Flag – kann man verstehen, dass Steve da Interesse hat.

Pauline: Es ist einfach die beste, meiner Meinung nach. Nancy hat beim Ball auch gesagt, dass Dustin immer ihr Favorit war – von den Jungs aus der Vierergruppe.

Lea: Och nee. Ach, ist das toll. Das war ganz süß.

Pauline: Na ja – aber jetzt kommt in Staffel vier jemand ins Spiel, der für Dustin unglaublich wichtig wird. Und eigentlich erzählt er eine viel größere Geschichte als nur seine eigene. Und da hab ich direkt wieder ein Foto für dich.

Lea: Ah ja, klar. Das berühmte Foto. Auf dem Foto sehen wir Eddie in seiner most famous Position, mit seinem normalen Hellfire-Club-T-Shirt. So wie man ihn kennt – wie das alle in den Medien nachgemacht haben, bei TikTok war das überall.

Pauline: Ja, safe – wie er leibt und lebt.

Denn Eddie Munson ist nicht nur der neue Freund. Eddie ist ein Charakter, der zeigt, wie Hawkins als Stadt funktioniert, wenn es ernst wird – nicht in Richtung „Wir halten zusammen“, sondern eher: „Wir suchen uns einen Schuldigen, damit wir wieder schlafen können.“ Eddie ist älter als die Kids. Er hängt in der Schule fest. Er ist laut, auffällig: Metal, lange Haare, Dungeons & Dragons, Hellfire Club. Er trägt das alles wie eine Rüstung.

Und seine erste Szene in der Cafeteria ist ein perfekter Einstieg: Er kommt rein, ist komplett drüber, stellt sich auf den Tisch, macht eine Ansage, provoziert alle – und du merkst sofort: Der ist nicht dafür gemacht, unauffällig zu sein.

Wie hast du Eddie wahrgenommen, als du ihn zum ersten Mal gesehen hast?

Lea: Ich dachte: Wow, super – der Typ ist irgendwie voll Red Flag und auch nervig.

Pauline: Ja, sehe ich eins zu eins genauso.

Lea: Ich bin kein Typ Mensch, der mit super lauten Menschen umgehen kann. Deswegen fand ich es direkt anstrengend, wie er da reingesteppt ist. Ich konnte nicht relaxen. Das ist gar nicht meine Welt – Acting, seine Interessen. Ich konnte mich mit dem anfangs gar nicht identifizieren. Aber das hat sich dann doch ein bisschen verändert. Am Anfang dachte ich nur: Ach du Scheiße, was ist denn jetzt los?

Pauline: Ich checke das. Aber dann macht die Serie was richtig Kluges: Sie zeigt in der ersten Folge direkt diese zweite Seite von ihm – die Szene mit Chrissy.

Ich mag die, weil sie das Bild bricht. Eddie ist nicht einfach nur der schrille Freak, er ist erstaunlich feinfühlig. Er merkt sofort, dass Chrissy nicht nur die Cheerleaderin ist, die kurz Gras kaufen will, sondern dass da echte Angst ist. Und statt sie bloßzustellen, versucht er, sie runterzubringen. Er macht Witze – aber nicht, um sie lächerlich zu machen, sondern um sie zu entspannen. Und dann passiert das Schlimmste: Chrissy stirbt vor seinen Augen. Komplett übernatürlich. Eddie ist total schockiert und denkt: „Oh mein Gott. Scheiße. Das ist in meinem Trailer passiert. Was mache ich jetzt?“ Und er rennt weg, weil er weiß: Alle werden denken, er war's.

Ab da wird Eddie nicht nur von seiner eigenen Angst verfolgt, sondern gefühlt von ganz Hawkins. Hawkins braucht sofort eine Story, die Sinn ergibt. Und Eddie passt perfekt in diese Achtziger-Logik: Metalhead, Trailerpark, Außenseiter, „komischer Typ“. Du musst nichts beweisen – es reicht, dass er ins Bild passt, das die Leute eh schon im Kopf haben. Und Jason, Chrissys Freund – Basketball-Schöning – verkörpert das extrem. Er nimmt seine Trauer, kippt Religion und Moral rein, „Wir beschützen unsere Stadt“. Und plötzlich ist Eddie nicht mehr nur eine Person, sondern ein Symbol. Ein Feindbild. Hawkins läuft los – mit brennenden Mistgabeln.

Was denkst du: Wenn du damals in Hawkins gewesen wärst, nicht Teil der Gang, kein Plan – du hörst nur in den News: Da wurde eine Leiche gefunden, komplett entstellt ... was hättest du gedacht?

Lea: Ich kann mir vorstellen, dass das der erste Impuls ist – gerade wenn man Leute kennt. Hawkins ist keine Riesenstadt, jeder kennt sich. Die Schule ist auch nicht riesig. Und wenn es da eine Person gibt, die aus der Reihe tanzt, wo man denkt „komischer Typ“ ... ich kenne das auch aus der Schulzeit: Leute, die man komisch angeguckt hat. Wenn bei uns sowas passiert wäre, kann ich mir vorstellen, dass Theater losgegangen wäre: „Der war das bestimmt.“ Aber dann auf die Straße zu gehen und den zu jagen – geht's noch? Das ist drüber. Das ist wahrscheinlich der Zeit geschuldet und natürlich auch der Serie.

Trotzdem: Ich checke, warum man ihn verdächtigt, weil man immer den nimmt, der es am ehesten verkörpern könnte.

Pauline: Ja. Man nimmt den einfachsten Weg.

Was ich an Eddie so stark finde: Er spielt zwar diesen furchtlosen Freak, aber innerlich ist er komplett überfordert. Er hat Schiss, ist paranoid – sogar paranoider, als er wirken will. Und er redet sich selbst klein. Er sagt sinngemäß: „Ich bin kein Held, ich bin nicht dafür gemacht.“

Und hier kommt Dustin wieder rein – aber wirklich nur als Drehpunkt: Dustin ist einer der ersten, der Eddie nicht als Täter sieht, sondern als Mensch. Und Eddie

reagiert darauf wie jemand, der das nicht gewohnt ist. Die meisten sehen erst sein Aussehen, sein Hellfire-Shirt, seinen Ruf – und bilden sich sofort ihre Meinung.

Die Staffel baut das weiter auf: Eddie läuft am Anfang weg und schämt sich dafür. Du merkst, wie ihn das auffrisst. Nicht nur, weil andere ihn für schlimm halten – sondern weil er selbst sich so sieht. Diese unangenehme, echte Art von Scham sitzt tief. Dann kommt dieser Moment im Finale von Staffel vier: der Plan mit den Demobats. Eddie bleibt zurück, spielt Gitarre im Upside Down – „Master of Puppets“. Perfekter Song. Er nimmt genau das, wofür Hawkins ihn verachtet, und macht daraus eine Waffe. Er lenkt die Monster weg, damit die anderen überhaupt eine Chance haben.

Und dann kommt die Entscheidung: Er könnte wieder wegrennen – und er tut es nicht. Er bleibt. Das ist der Moment, wo Eddie endlich das macht, was er die ganze Staffel nicht konnte: Er ist da und er bleibt da, obwohl er riesige Angst hat. Und das Bittere ist: Selbst danach wird er nicht rehabilitiert. Hawkins erinnert sich nicht an ihn als Mensch. Die denken nicht „Wow, Eddie war unschuldig“ – wie auch? Sie wissen ja nicht, was passiert ist. Und deswegen bleibt Hawkins bei der bequemen Version. Eddie bleibt der Satanist, der Mörder, der Kulttyp.

Und Dustin ist der, der mit dieser Ungerechtigkeit zurückbleibt. Und das ist eigentlich das Traurigste an Eddie: nicht sein Tod – sondern dass diese Stadt ihn bis zum Schluss nicht als Menschen gesehen hat.

Lea: Stimmt. Wenn man das so rekapituliert, ist das unverdient. Er hat niemandem was getan. Im Gegenteil, er war eigentlich immer korrekt zu allen. Und dass er nicht mal ein Happy End bekommen hat, ist so unfair. Auch von den Produzenten: Warum tut ihr uns das an?

Pauline: Und weil es bei Eddie so gut passt, kommen wir zur nächsten Kategorie. Denn das, was mit Eddie passiert, ist nicht nur Fiktion. Hast du schon mal von der Satanic Panic gehört?

Lea: Nein, sagt mir gar nichts. Was ist das?

Pauline: In den Achtzigern gab es in den USA riesige gesellschaftliche Angstwellen, die heute als Satanic Panic bekannt sind. Die Idee: Irgendwo draußen gibt es satanische Kulte, die Kinder beeinflussen, manipulieren oder opfern.

Vor allem in den 1980ern entstand eine kollektive Angst, dass es überall satanische, geheime Netzwerke gäbe – nicht im Untergrund, sondern mitten in der Gesellschaft. Es ging um angebliche Rituale, Missbrauch, Menschenopfer und die Vorstellung, dass das alles perfekt verborgen sei, weil die Täter angeblich mächtig organisiert und intelligent wären. Und das Entscheidende: Diese Angst war nicht randständig, sondern Mainstream. Polizei, Therapeuten, Medien, Kirchen – alle haben sie weitergetragen. In Talkshows, Büchern, sogar in Schulungen für Ermittler.

Wie würdest du das eintakten? Und glaubst du, du wärst damals auch schnell in sowas reingerutscht? Stell dir vor, du hättest Kinder und hörst das überall ... hättest du Angst gehabt?

Lea: Ich finde das Thema super interessant. Satanismus hat mich schon immer interessiert. Ich mag auch alles rund um Sekten – ich hab gestern erst wieder eine Podcast-Folge dazu gehört. Wenn man das so hört, denkt man „Ja, nee, sowas passiert mir nicht“. Aber ich hätte schon auch Angst, gerade wenn ich Kinder hätte. Du weißt nie, was denen eingetrichtert wird oder mit was für Freunden die

abhängen. Klar, man kann sagen, man ist schlau und glaubt das nicht. Aber wenn du mir erzählst, du glaubst an Satanismus, würde ich mich schon hinterfragen.

Pauline: Ein großer Teil dieser Panik hat sich gegen Jugendkultur gerichtet: gegen Heavy Metal, Rollenspiele wie Dungeons & Dragons, schwarze Kleidung – alles, was nicht „normal“ wirkte, wurde schnell als Bedrohung gelesen.

Und es gab trotzdem reale Probleme: Kindesmissbrauch war real, Gewalt war real. Und genau das ist das Tragische: Die Satanic Panic hat echte Probleme nicht gelöst, sondern überlagert, verzerrt und instrumentalisiert. Es ging plötzlich nicht mehr um Beweise, sondern um Narrative. Nicht mehr um Schutz, sondern um Schuldige. Und hier sind wir wieder bei Eddie: Er fällt exakt in dieses Raster. Nicht weil er was getan hat – sondern weil er so aussieht, als könnte er es getan haben.

Das bringt uns zu einem der bekanntesten realen Fälle dieser Zeit: den West Memphis Three. Hast du davon schon mal gehört?

Lea: Nein. Klingt interessant, aber auch nach einem dicken Thema.

Pauline: Voll. Ich fasse es nur grob: Es ging um drei Teenager, die damals für einen sehr grausamen Mord verurteilt wurden – nicht wegen harter Beweise, sondern weil man ein satanisches Motiv gebraucht hat, das perfekt in das Zeitbild gepasst hat. Sie mochten Metal, sie waren Außenseiter, sie waren anders. Die Ermittlungen waren fehlerhaft, die Beweislage dünn, Geständnisse problematisch. Aber die Geschichte, das Narrativ, war stärker als die Fakten. Ich zeig dir kurz ein Bild von den West Memphis Three.

Lea: Okay. Ja. Gut – wir sehen die drei Boys. Ich will nicht böse sein, aber ich hätte schon ein bisschen Angst, wenn mir die Konstellation auf der Straße entgegenläuft. Die gucken auch super böse. Irgendwie sehen die auf ihre Art gruselig aus. Aber ich kenne ja die Geschichte jetzt schon, also ... hm.

Pauline: Glaubst du, sie wären verurteilt worden, wenn sie anders ausgesehen hätten? Was denkst du?

Lea: Ja, denke ich schon. Und ich glaube, das ist heute immer noch so: Wenn man hübsch und blond ist, wird man anders behandelt. Wenn die „harmloser“ ausgesehen hätten, wäre das anders ausgegangen.

Pauline: Und einer der drei ist eine Vorlage, auf der Eddie basiert. Welcher ist es?

Lea: Von der Frisur her würde man sagen, ganz rechts. Aber vom Gesicht her könnte es auch ganz links sein, weil der am „normalsten“ aussieht.

Pauline: Du hast recht: Es ist der ganz linke. Damien Echols heißt er – und das ist tatsächlich das Vorbild für Eddie. Und genau das macht Stranger Things hier so präzise. Die Serie sagt nicht „die Monster sind das Problem“, sondern: die Angst der Menschen ist es. Jason ist kein Zufall. Und die Jagd auf Eddie ist kein Einzelfall. Das ist Satanic Panic im Kleinen: eine Stadt, die lieber einen Schuldigen hat als Unsicherheit.

Und diese Art von Panik ist nicht verschwunden. Sie hat nur neue Begriffe, neue Zielgruppen, neue Feindbilder. Und genau hier setzen wir jetzt an: Wir sprechen über das Montauk-Projekt. Das greift diese Angst vor staatlicher Macht, Geheimhaltung und Kontrollverlust noch mal auf – nur aus einer anderen Richtung. Hast du davon schon mal gehört?

Lea: Nein. Auch das sagt mir gar nichts.

Pauline: Okay. Wenn wir über die realen Wurzeln von Stranger Things sprechen, landen wir ziemlich schnell bei einem Namen, den viele gar nicht auf dem Schirm haben – obwohl er eigentlich der Ursprung von allem ist: Montauk.

Denn Stranger Things hieß am Anfang nicht Stranger Things. Der Arbeitstitel der Serie war tatsächlich „Montauk“. Und das ist kein Zufall, denn Montauk ist ein realer Ort an der Ostküste der USA, an der Spitze von Long Island. Dort steht ein ehemaliger Militärstützpunkt: Camp Hero. Und um genau diesen Ort rankt sich seit den 1980ern eine der bizarren Verschwörungserzählungen in den USA: das sogenannte Montauk-Projekt. Die Theorie behauptet, dass dort geheime Experimente der US-Regierung stattgefunden haben sollen – Gedankenkontrolle, Telepathie, Zeitreisen, Portale in andere Dimensionen, Monster.

Und hier ist wichtig zu sagen: Dafür gibt es keine belastbaren Beweise. Das Montauk-Projekt ist kein belegtes historisches Ereignis. Es ist ein Mythos – aber kommt bekannt vor, oder? Und das ist der entscheidende Punkt: Es ist ein Mythos, der zeigt, was Menschen sich vorstellen konnten – und vielleicht auch, wovor sie Angst hatten.

Es gibt auch eine wilde Geschichte, bei der das „Monster von Montauk“ entdeckt wurde. Das wurde in der Nähe von Montauk am Strand angespült und konnte erst mal gar nicht identifiziert werden. Keiner wusste, was das für ein Tier sein soll. Daraus ist dann ein kurzer, aber großer Medienhype entstanden, der diese Theorie noch weiter befeuert hat.

Und ich zeig dir jetzt mal Bilder von dem Tier. Dann sagst du mir, was du denkst, was das sein soll.

Lea: Ihhh, was ist das? Oh mein Gott, das sieht aus wie eine Mischung aus einem Hundebaby und einem Taubenbaby.

Pauline: Taubenbaby ist ein guter Call.

Lea: Es ist ganz blau und rot, mit ein bisschen Fell. Vorne ein bisschen Säbelzahntiger-Vibes. Ganz ekelig.

Pauline: Aber was denkst du, was das für ein Tier gewesen sein könnte?

Lea: Es sieht monstremäßig aus. Wie ein Vieh aus Stranger Things. Ich kann auch gar nicht einschätzen, wie groß es ist. Aber wenn du sagst...

Pauline: Dackelgröße.

Lea: oh shit. Dann denke ich ehrlich: irgendeine eklige Tierkreuzung. Vielleicht ein Experiment. So Fehlgeburt-Vibes, wenn da irgendwas komisch gekreuzt wurde. Vogel mit Säugetier, dann doch nackt mit Schnabel, aber auch Zähne. Irgendwas, was die Natur nicht vorgesehen hat.

Pauline: Danach wurde gesagt, es sei ein Waschbär.

Lea: Ja, stimmt. Natürlich.

Pauline: Extrem viele Leute haben das nicht geglaubt – vor allem die, die von dieser Montauk-Theorie überzeugt waren. Die dachten: „Was labert ihr? Das ist kein Waschbär.“ Aber so wurde es festgehalten. Und bis heute ist das die Story: Waschbär. Ob man's glaubt, ist eine andere Sache.

Die Duffer-Brüder haben selbst gesagt, dass sie Montauk so spannend fanden, weil es eine dieser Geschichten ist, die irgendwo zwischen Kaltem Krieg, Science-Fiction und Urban Legend hängen geblieben ist. Man liest davon und denkt nicht „das ist wahr“, sondern eher: „Was, wenn da irgendwas dran wäre?“ Und ich weiß nicht, ob du dich erinnerst: Im Finale der fünften Staffel, als Joyce und Hopper in dem Restaurant sind, hat Hopper vorgeschlagen: „Wir können ja einfach hier wegziehen. Nach Montauk.“

Lea: Oh mein Gott. Ja! Ich erinnere mich. Easter Egg. Alter, krass. Wenn man nicht weiß, was Montauk ist, denkt man: „Ja okay, kein Plan.“ Aber das ist crazy.

Pauline: Während Montauk ein Mythos ist, gibt es etwas, das kein Mythos ist. Etwas, das es wirklich gab: belegt, dokumentiert – und im Nachhinein offiziell verurteilt. MK Ultra. Sagt dir das was?

Lea: Wo sind wir jetzt? Keine Ahnung, was das ist. Was kann jetzt noch kommen?

Pauline: Ich liebe, dass du das alles noch nicht kennst. MK Ultra war ein geheimes CIA-Programm, das von 1953 bis angeblich 1973 lief. Ziel war es, Methoden zu entwickeln, um menschliches Verhalten zu manipulieren. Nicht metaphorisch, nicht symbolisch – ganz konkret. Menschen wurden ohne ihr Wissen mit Drogen wie LSD versetzt. Sie wurden isoliert, hypnotisiert, sensorisch überreizt oder komplett von Reizen abgeschnitten. Oft handelte es sich um Menschen, die sich nicht wehren konnten: Patientinnen, Gefängnisinsassen, marginalisierte Gruppen. Und viele Akten dazu wurden später gezielt zerstört.

Lea: Von wem?

Pauline: Tatsächlich vom späteren offiziellen CIA-Chef.

Lea: Was?

Pauline: Ja – er hat sie vorher zerstört, bevor er der Chef geworden ist.

Wenn man das hört, merkt man plötzlich: Stranger Things ist gar nicht so weit weg von der Realität, wie es auf den ersten Blick wirkt. Denn in der Serie ist MK Ultra nicht nur Inspiration, sondern Teil der Handlung. Dr. Brenner. Das Hawkins-Labor. Die Experimente an schwangeren Frauen. Terry Ives, also die Mutter von Eleven. Eleven selbst: Sie ist das Ergebnis staatlicher Forschung – in der Serie. Das Ergebnis eines Systems, das entschieden hat: Manche Leben sind weniger wert als andere.

Und das ist wichtig, weil es den Fokus verschiebt. Das eigentliche Grauen der Serie ist nicht das Upside Down, sondern das Labor. Und genau hier greifen Montauk und MK Ultra ineinander: Montauk liefert Atmosphäre – Gerüchte, Geheimorte, das Gefühl „da stimmt was nicht“. MK Ultra liefert die Realität. Den Beweis, dass Regierungen Dinge getan haben, die man eher in einem Horrorfilm erwarten würde. Vielleicht fühlt sich Stranger Things deshalb so unheimlich echt an: Nicht, weil wir glauben, dass es Monster aus anderen Dimensionen gibt – sondern weil wir wissen, dass Menschen zu sehr viel Schlimmerem fähig sind. Hawkins ist fiktiv, aber die Angst dahinter ist real.

Lea: Krass. Das habe ich mir beim Gucken auch oft gedacht. Ich mag Science-Fiction eigentlich gar nicht, aber wenn ich sowas gucke, versetze ich mich voll in die Welt – egal ob Herr der Ringe oder Stranger Things. Und ich dachte auch oft: Das ist nicht super weit hergeholt. Man weiß gar nicht, was es alles gibt, was für Aliens es gibt, oder was auch immer. Ich bin ein riesen Fan davon. Und auch: Was

hinter den Kulissen geforscht wird – und was die vielleicht schon wissen. Das will ich gar nicht wissen ...

Pauline: Ach, ich will das schon wissen.

Lea: Ein bisschen ja, aber ein bisschen denke ich auch: Ich könnte es gar nicht greifen. Man ist dann komplett überfordert. Aber ich will die Geheimnisse schon. Vielleicht eines Tages.

Pauline: Für Filmmennerds gibt es unzählige Referenzen in der Serie – Stephen King, Steven Spielberg, verschiedenste Filme. Die Liste ist endlos. Aber die spannendere Frage ist nicht, wie viele Referenzen es gibt, sondern: Wie wurden sie eingesetzt – und warum? Stranger Things fühlt sich nicht wie ein Zitaterätsel an, sondern vertraut.

Hattest du beim Schauen Momente, wo du dachtest: „Das kenne ich doch irgendwoher“?

Lea: Ich glaube, ich hatte das nicht so doll. Aber ich hab dir ja erzählt: Meine Eltern gucken gerade die Serie. Und für die ist das eher ein Thema – allein schon wegen der Musik. Das ist nicht mehr meine Zeit, aber definitiv die Zeit meiner Eltern.

Für die Generation muss das krass sein: Hintergrundsachen sehen und denken „Das kenne ich.“ Das Spiel kenne ich, das Buch kenne ich, der Song war mein Lieblingslied. Ich kann da leider nicht so viel entdecken, aber die Generation vor uns auf jeden Fall.

Pauline: Ich fand am krassesten die Schriftart von Stranger Things. Das ist die Stephen-King-Schriftart. Das wusste ich auch lange nicht. Kannst du später mal gucken: Auf vielen alten Stephen-King-Büchern ist dieselbe Schriftart wie bei Stranger Things.

Lea: Krass. Sehr cool.

Pauline: Wenn man sich die Parallelen zu Stephen King anschaut, geht es weniger um einzelne Motive oder konkrete Szenen, sondern um ein gemeinsames Grundgefühl. King erzählt Horror fast nie über das Monster selbst, sondern über Orte, die eigentlich sicher sein sollten: Kleinstädte, Nachbarschaften, Kinderzimmer – Orte, an denen man sich auskennt. Und genau das macht Hawkins so unheimlich. Nicht, weil dort das Upside Down existiert, sondern weil es unter einer Welt liegt, die völlig normal wirkt.

Lea: Kleiner Einspieler: Wir gucken gerade parallel „Welcome to Derry“, also die Fortsetzung bzw. die Vorgeschichte von Stephen Kings ES. Und es ist krass, wenn du Stranger Things und diese Serie zusammen guckst. Es ist der gleiche Vibe. Komplett andere Geschichten, aber: Freundesgruppe, Kleinstadt. Genau das. Und das ist mir auch aufgefallen – nicht so im Detail, aber es ist sehr ähnlich. Man merkt, dass da ein ähnliches Interesse war.

Pauline: Voll. Die Duffer-Brüder waren auch sehr große Stephen-King-Fans. Und sie wollten nicht kopieren, sondern eher eine Hommage.

Lea: Ja. So fühlt sich das auch an.

Pauline: Wenn man genauer hinschaut, merkt man auch, wie viele Bilder direkt an King-Verfilmungen erinnern: die Gruppe von Kindern auf Fahrrädern, als klarer Verweis – und natürlich auch „Stand by Me“. Diese Totale, in der Kinder super klein wirken gegenüber der Landschaft oder der Bedrohung. Und dieses Gefühl:

Freundschaft als Schutzschild gegen etwas, das viel größer ist als man selbst. Voll Stranger-Things, aber auch voll Stephen-King. Und visuell geht das noch weiter: Monster, Labore, Upside Down – all das trägt Spuren von Achtziger-Horrorfilmen wie Alien oder The Thing. Enge Gänge, schleimige Texturen, Körper, die nicht mehr ganz menschlich sind. Bedrohungen, die nicht laut sind, sondern schleichend.

Und dann gibt es noch die bewusste Entscheidung, so viel wie möglich praktisch wirken zu lassen. Später kommt natürlich CGI dazu, aber das Design orientiert sich an handgemachten Effekten. Das verleiht allem Gewicht. Dinge fühlen sich physisch an, verletzlich, echt. Man merkt: Die Serie will nicht modern aussehen. Sie will zeitlos vertraut aussehen. Und diese visuellen Referenzen sind wie eine Abkürzung in unser Gefühl: Wir müssen nicht lernen, wie diese Welt funktioniert – wir erkennen sie sofort. Und dadurch kann die Serie schneller dahin, wo es wehtut: Verlust, Angst, Loyalität, Erwachsenwerden.

Würdest du sagen, Stranger Things lebt mehr von seiner eigenen Story – oder davon, dass es Bilder benutzt, die wir emotional schon kennen?

Lea: Ich glaube eher zweiteres. Mir ist wichtig, dass ich mich mit Handlungen identifizieren kann. Das ist wie bei Büchern: Wenn du dich nicht mit dem Charakter identifizieren kannst, macht es keinen Spaß. Und das ist hier ein Riesenthema, weil man sich mit jedem Charakter an irgendeiner Stelle ein bisschen identifizieren kann. Klar ist die Serie spannend, man will wissen, wie es weitergeht – aber wenn dieses Gefühl nicht wäre, würde ich nicht weitergucken.

Pauline: Geht mir auch so. Man kann sich sogar mit Vecna ein bisschen identifizieren.

Lea: Definitiv.

Pauline: Lass uns über Musik sprechen. Es gibt so viele musikalische Referenzen – wir starten mit dem Offensichtlichsten: Kate Bush.

Es geht natürlich um „Running Up That Hill“. Der Song taucht in Staffel vier nicht einfach als nostalgischer Eighties-Hit auf, sondern wird zu einem zentralen Motiv – fast zu einer erzählerischen Funktion. Er steht für Max. Für Schuld. Für Trauer. Für das Gefühl, festzustecken in etwas, das man nicht mehr kontrollieren kann.

Spannend ist auch der Kontext hinter den Kulissen: Kate Bush lizenziert ihre Musik extrem selten. Dass sie hier zugestimmt hat, lag unter anderem daran, dass sie selbst Fan der Serie ist – und dass Winona Ryder sich stark dafür eingesetzt hat. Für die Serie wurde zusätzlich ein orchestrales Arrangement komponiert, bewusst wie ein Wiegenlied gedacht. Fast tröstend – und gleichzeitig überwältigend.

Was danach passiert, sprengt jede Erwartung: Der Song wird Jahrzehnte nach Veröffentlichung plötzlich wieder Nummer eins. Nicht nur in England, sondern weltweit – vor allem bei einer Generation, die noch nicht mal geboren war, als er erschienen ist. Das zeigt ziemlich gut, was Stranger Things kann: Popkultur nicht nur zitieren, sondern neu aufladen. Der Song ist danach nicht mehr nur ein Achtziger-Klassiker, sondern untrennbar mit Max, dieser Szene und diesem Gefühl verbunden.

Und dann gibt es noch ein anderes Beispiel, über das ich gerne sprechen würde: „Heroes“ von David Bowie.

Lea: Oh, krass.

Pauline: Der Song taucht dreimal in der Serie auf – und jedes Mal bedeutet er was anderes.

Das erste Mal in Staffel eins, als die Gruppe glaubt, Will sei tot. Die Stadt trauert, die Familie trauert – aber wir wissen: Will lebt. Der Song läuft als Cover, viel sensibler und trauriger als das Original.

Das zweite Mal in Staffel drei, als Eleven um Hopper trauert. Auch hier ein Cover. Wieder diese Distanz. Wir wissen später: Hopper lebt. Aber sie weiß es nicht. Der Song steht erneut für einen Abschied, der eigentlich keiner ist. Und dann das dritte Mal ganz am Ende: Der Abspann beginnt – und es läuft die Originalversion. Kein Filter mehr. Vielleicht, weil diesmal der Tod real ist?

Was denkst du: War das Absicht?

Lea: Ganz ehrlich? Zum Finale habe ich nicht so viel Gutes zu sagen. Unter den aktuellen Gesichtspunkten denke ich: Es war einfach „cooler Song, passt ganz gut, sind ja Heroes, sie haben's geschafft“ – und dann ballern wir den rein, wie er ist. Ohne nochmal darüber nachzudenken, an welchen Stellen sie ihn vorher verwendet haben und in welchem Format. Ich traue es ihnen zu. Ich fände es natürlich trotzdem cool, wenn es Absicht war – und es macht auch Sinn, dass er nicht mehr verfremdet wird. Aber ich glaube, die haben sich da nicht mehr so viel bei gedacht.

Pauline: True. Aber selbst wenn sie sich nichts dabei gedacht haben, ist es erzählerisch trotzdem präzise: Der gleiche Song erzählt drei unterschiedliche Wahrheiten, abhängig davon, wer weiß, was wahr ist. Musik wird zum Spiegel. Und selbst wenn es Zufall war, ist es trotzdem schön.

Lea: Definitiv.

Pauline: In Stranger Things geht es viel um Nostalgie – wie wir bei Musik sehen. Nostalgie wird aber nicht benutzt, um zu sagen „früher war alles besser“, sondern um psychologische Sicherheit zu erzeugen.

Bekannte Musik, bekannte Bildsprache, bekannte Erzählmuster aus Filmen, die viele von uns – oder zumindest unser kulturelles Gedächtnis – kennen. All das sorgt dafür, dass wir uns schneller orientieren können. Wir wissen instinktiv, in welchen emotionalen Raum wir gehen. Und genau deshalb traut sich die Serie, uns danach wieder ins Unbekannte zu schubsen. Glaubst du, die Serie wäre gruseliger, wenn sie sich nicht so vertraut anfühlen würde?

Lea: Ja, kann ich mir vorstellen. Gerade Staffel vier fand ich schon echt gruselig. Ich bin sehr schreckhaft – da musste ich ein, zwei Mal kurz schreien. Und ich hab mit einem Kumpel darüber geredet: Der fand schon die ersten Staffeln gruselig und hat nach Staffel eins aufgehört, weil's ihm zu gruselig war. Aber ich glaube, genau das macht es: Es ist gruselig, aber an manchen Stellen auch schön. Das hält Leute drin.

Pauline: So ging's mir auch. Beim ersten Mal fand ich es zu gruselig und hab aufgehört – und irgendwann später nochmal angefangen. Und dann baut man Bindung auf, es wird vertraut, es wird cool.

Lea: Ja, voll. Das kriegen die gut hin.

Pauline: Psychologisch funktioniert das fast wie ein Sicherheitsnetz: Je vertrauter die Oberfläche, desto weiter kann die Serie inhaltlich gehen – mit Angst, Verlust, Einsamkeit, Kontrollverlust.

Und ab hier wird's spannend, weil diese Vertrautheit nicht nur in der Serie bleibt. Sie schwappt nach außen - in Popkultur, Alltagsbilder, Dinge, die plötzlich jeder erkennt. Selbst Menschen, die die Serie nie gesehen haben. Nach all den schweren Themen ist es fast befreiend, sich kurz anzuschauen, wie lebhaftig Stranger Things plötzlich geworden ist - zumindest an der Oberfläche. Denn irgendwann war die Serie nicht mehr nur etwas, das man schaut. Sie war überall. Plötzlich gab es bei Burger King limitierte Burger, Verpackungen im Stranger-Things-Look. Werbung, die so tut, als wäre Hawkins real. Die Serie ist komplett im Mainstream gelandet. Erinnerst du dich an eine krasse Werbung oder Collaboration, die du mal gesehen hast?

Lea: Was ganz Aktuelles sogar: Ich hab mit meinen Eltern darüber geredet. Die haben mir erzählt, dass in Rostock im Telekom-Laden lebensechte Pappaufsteller von deinem Charakter im Laden stehen. Und die wollten nicht wissen, wie viele Leute da reingehen, nur um Fotos zu machen.

Pauline: Aber das gibt's in Leipzig auch: Am Hauptbahnhof ist ein Telekom-Laden, da steht ein riesiger Dustin.

Lea: Ich liebe die Telekom-Werbung. Ich frage mich auch: Wie haben die das gemacht? Das gibt's doch nicht nur für Telekom. Die haben das bestimmt einmal aufgenommen - und in Amerika ist es dann eine andere Werbung oder so.

Pauline: Die Schauspieler haben explizit Werbung gemacht für Telekom. Das ist krass.

Lea: Ja, das war ein riesiges Placement, aber gut - relativ aktuell noch.

Pauline: Und dann werden plötzlich Dinge ikonisch, obwohl sie banal sind: Eggowaffeln, die Eleven isst. Walkmans, Fahrräder. Das pinke Kleid von Eleven aus Staffel zwei - plötzlich Halloween-Kostüm Nummer eins, nachdem die Staffel rauskam.

Alltägliche Objekte bekommen Bedeutung, weil sie emotional aufgeladen wurden. Und was ich daran mag: Die Serie nimmt sich selbst nicht zu ernst, obwohl die Themen ernst sind. Es gibt Merch, Memes und Fast-Food-Kooperationen, ohne dass die Serie ihren Kern verliert oder sich lächerlich macht. Vielleicht ist genau das das Geheimnis: Stranger Things funktioniert als tief analysierbare Serie, aber auch als popkulturelles Spielzeug. Man kann sich darin verlieren - oder einfach Spaß haben.

Lea: Sehe ich genauso. Man kann es überinterpretieren, man kann es aber auch einfach nehmen, wie es ist.

Pauline: Voll. Ein bisschen wie das Finale, richtig?

Lea: Du sagst es.

Pauline: Wenn man über Orte in Stranger Things spricht, denkt man zuerst an den Wald oder das Labor, an die Mall. Aber Staffel vier gibt uns einen Ort, der sich sofort anders anfühlt: das Creel House. Wenn wir über das Creel House sprechen, müssen wir festhalten: Es ist kein klassischer Horrorschauplatz. Kein Spukhaus, das einfach böse ist. Es ist ein psychologischer Ursprungspunkt.

Alles beginnt 1959. Die Familie Creel zieht ein, und sehr schnell wird klar: Dieses Haus ist weniger Zuhause als Resonanzraum - vor allem für Henry. Er fühlt sich der Welt entfremdet, beobachtet, liebt Spinnen mehr als Menschen, verachtet

soziale Konventionen. Und irgendwann merkt er: Er kann eingreifen, Erinnerungen sehen, Zeit manipulieren. Macht ausüben.

Die Großvateruhr – so heißt das wirklich – wird zum zentralen Symbol. Zeit ist hier kein neutraler Ablauf, sondern etwas Bedrohliches. Etwas, das Schuld konserviert. Henry zwingt seine Familie, ihre dunkelsten Erinnerungen zu erleben. Die Mutter erkennt die Gefahr und will Hilfe holen. Der Vater deutet alles religiös, als dämonisch. Niemand begegnet Henry als Kind. Alle reagieren aus Angst.

Die Morde sind kein kalkulierter Akt des Bösen, sondern das Scheitern eines Kindes an einer Macht, die niemand reguliert. Das Haus bleibt zurück: leer, aber aufgeladen. Später im Upside Down rekonstruiert Vecna nicht Hawkins, nicht das Labor, nicht die Schule. Er rekonstruiert sein Zuhause. Und das ist entscheidend: Sein Trauma wird Architektur. Erinnerung wird Raum. Das Haus wird zum emotionalen Zentrum des Upside Down – und damit zum logischen Ort für das Finale von Staffel vier. Und auch in Staffel fünf finden wir es wieder, diesmal in Henrys Erinnerung.

Glaubst du, es gibt einen bestimmten Grund, warum Henry genau diesen Ort als Zuhause in seiner Erinnerung als Schauplatz nimmt?

Lea: Ich kann mir vorstellen: Es ist trotzdem sein Zuhause. Ein Safe Space, irgendwo. Auch wenn da Scheiße passiert ist, du bist da aufgewachsen. Wenn er an seine Geschichte zurückdenkt: Was gab's für ihn, das sich mehr nach Zuhause angefühlt hat? Das Labor war's nicht. Das Upside Down auch nicht. Also wo soll er sich hinflüchten – außer dahin? Und da kennt er sich am besten aus. Vielleicht sind es die einzigen Erinnerungen, die ansatzweise gut waren.

Pauline: Spannend wird's, wenn man das Creel House außerhalb der Serie betrachtet. Denn die Wirkung kommt nicht nur aus dem Script, sondern aus radikalem Handwerk.

Das Haus existiert wirklich: ein viktorianisches Anwesen in Georgia. Netflix hat es bewusst ausgewählt, weil es eine physische Schwere mitbringt – ohne CGI-Fassade oder künstlichen Grusel. Netflix war sofort eingezogen. Etwa einen Monat, nachdem die heutigen Besitzer eingezogen waren, stand ein Location-Manager vor der Tür. Er durfte nicht sagen, wofür gedreht werden soll. Die Besitzer haben trotzdem zugesagt – in der Annahme, es sei irgendein mittelmäßiger Horrorfilm. Und dann kam relativ spät die Auflösung: Stranger Things.

Wie würdest du reagieren, wenn jemand vor deiner Tür steht und sagt: „Hallo, können wir hier eine Serie drehen?“

Lea: Ich fänd's geil. Ich würde mich geehrt fühlen, weil ich mir denke: Das Haus muss was haben, wenn die hier drehen wollen. Egal was. Ich würde sofort ja sagen. Klar. Komm rein. Legt los. Bei uns ist bestimmt immer aufgeräumt.

Pauline: Die Besitzer waren natürlich komplett aus dem Häuschen. Große Winona-Ryder-Fans. Und plötzlich war das kein Job mehr, sondern ein Erlebnis. Timing war schwierig: Sie steckten mitten in der Renovierung. Der Besitzer hatte monatelang Tapeten entfernt – und dann kam Netflix und tapezierte alles wieder zu. Die 1959-Szenen wurden tatsächlich dort gedreht – alles echt. Für die 1980er-Version wurde das Haus gezielt verlassen gemacht: Fenster verbarrikadiert, Vegetation wuchern lassen, Substanz erhalten.

Für das Upside Down wurde es überwuchert – aber fast ausschließlich mit praktischen Effekten, also mit Schaumtextilien, Handarbeit. Parallel wurde das gesamte Haus millimetergenau auf einer Soundstage nachgebaut. Sogar verzogene Fensterscheiben und alte Holzstrukturen wurden übernommen. Und genau das merkt man: Das Haus fühlt sich nicht wie ein Set an, sondern wie ein echtes Haus. Wie

ein Ort, der Geschichte mitbringt. Sogar der Garten musste mitspielen: Wochenlang durften die Besitzer ihn verwildern lassen, und Nachbarn haben schon Hilfe angeboten. Den Besitzern war es ein bisschen peinlich, aber auch cool - weil sie wussten, wofür.

Und als sie die Kopie ihres eigenen Hauses betreten haben, war das total surreal. Am Ende wurde alles wieder abgebaut. Kein Souvenir, nicht mal ein Treppenpfosten. Nur die Baupläne durften sie behalten. Und dann kommt natürlich die Frage: Ist das Haus jetzt unheimlich geworden? Die Besitzer sagen: nein, sie leben immer noch gern dort. Aber: Die DachbodenTür steht immer auf - auch wenn man sicher ist, dass man sie zugemacht hat. Sie schließt angeblich perfekt, rastet ein - und trotzdem ist sie immer offen, sagen sie.

Lea: Oh mein Gott.

Pauline: Vielleicht ist das aber auch nur so ein Urban Legend, die sie streuen wollen, damit das Haus gruseliger wirkt.

Lea: Trotzdem cool, genau wie das mit dem ganzen Conjuring-House-Stuff. Das ist doch auch Quatsch.

Pauline: Okay. Wir haben jetzt viel über Bedeutung gesprochen - über Erinnerung, psychologische Räume, Orte, die sich aufladen. Deshalb machen wir zum Abschluss noch mal was Leichtes.

Lets go.

Wir machen jetzt die ultimative Schnell-Fragerunde. Ich lese dir einen Fakt vor und du sagst: true oder trash.

Lea: Mal schauen, wie ich abschneide. Ich bin da eigentlich immer richtig schlecht. Ich kann's nie einschätzen. Ich bin gespannt.

Pauline: Nummer eins: Für die fünfte Staffel wurden die gleichen Farbpaletten für die Kostüme verwendet wie in den frühesten Staffeln.

Lea: Ja, glaube ich.

Pauline: Stimmt. In der letzten Staffel wurde viel Karo und Cord wiederverwendet, um Nostalgie zu wecken. Das ist wieder dieses „bekannt anfühlen“. Wenn man sich die Klamotten anguckt: Die sehen nicht aus wie Kostüme, sondern wie echte Sachen von damals.

Nummer zwei: Die Patches, die Max in Staffel fünf auf ihren Sachen draufgenäht hat, als sie in der Erinnerung von Henry ist, sind aus einem Hemd vom jungen Henry Creel.

Lea: Nee, das ist falsch.

Pauline: True.

Lea: Hä? Was?

Pauline: Der junge Henry Creel hatte in Staffel vier in einer Szene ein Karohemd. Das haben sie genommen, zerschnitten und die Patches auf Max' Knie genäht.

Lea: What? Das ist geil.

Pauline: Nummer drei: Steve sollte eigentlich in Staffel eins sterben, wurde aber behalten, weil sie ihn cool fanden.

Lea: Ich hoffe, das ist falsch. Warum sollte man so einen Charakter direkt in Staffel eins kicken?

Pauline: True. Steve war in Staffel eins nur so ein Typ: der Coole.

Lea: Okay, wenn er wirklich nur so einer war, den man nicht sympathisch findet, dann kann er weg. Aber wir sehen ja: Das ist es eben.

Pauline: Nummer vier: Die Demogorgons sollten ursprünglich mehr generisch alienmäßig aussehen - riesige Köpfe, lange Gliedmaßen.

Lea: Ich könnte mir vorstellen, dass das wahr ist. Aber warum hätten sie sich dagegen entschieden?

Pauline: Trash. Ausgedacht.

Lea: Wäre cool gewesen.

Pauline: Nummer fünf: Eigentlich war geplant, dass Menschen, die Demogorgons nahe kommen, aus Ohren und Nase bluten - so wie Eleven, wenn sie ihre Kräfte benutzt.

Lea: Das ist bestimmt true.

Pauline: Ja. Nummer sechs: Die Serie sollte eigentlich so aufgebaut sein, dass jede Staffel eine ganz eigene Geschichte hat - wie True Detective oder American Horror Story.

Lea: Könnte ich mir vorstellen, dass das wahr ist. Und ein bisschen haben sie es auch so behalten: Jede Staffel hat einen Abschluss für sich und bringt was Neues dazu. Es ist nicht immer exakt dieselbe Geschichte.

Pauline: True. Und ich fand das auch krass.

Lea: Ich hab mich da letztens mit meinen Eltern darüber unterhalten. Mein Papa meinte: Nach Staffel zwei hätte Schluss sein sollen, weil das Ende so schön gewesen wäre. Und ich check das. Staffel drei ist dann sehr eigen, Staffel vier hängt mit fünf zusammen - aber Staffel vier hätte auch ein gutes Ende sein können. Super offen, aber trotzdem richtig krass.

Pauline: Stimmt. Nummer sieben: Winona Ryder hat ein iconic Outfit, das sie in den Achtzigern getragen hat, für die Serie kreiert.

Lea: Ich wünschte, das wäre wahr. Aber bestimmt nicht.

Pauline: Trash. Aber die eigentliche Wahrheit ist: Maya Hawke, also Robin, hat das gemacht.

Lea: Oh mein Gott. Ein iconic Outfit von Winona Ryder? Komplett eins zu eins? Wie cool ist das?

Pauline: Ich liebe das Outfit auch. Nummer acht: Die Vines aus dem Upside Down - die Schlingen - wurden komplett selbst hergestellt. Und 70 Prozent davon hat ein einziger Crewmitarbeiter gemacht.

Lea: Ich kann mir vorstellen, dass das wahr ist. CGI vielleicht im Hintergrund, aber Vordergrund wirklich ausgelegt.

Pauline: True. Und das ist krass: 70 Prozent von einer Person.

Lea: Der wird lange gebraucht haben.

Pauline: Und die haben's so gemacht, damit die alle extrem ähnlich aussehen, weil's immer auf die gleiche Art gemacht wurde.

Lea: Ja, das kenne ich vom Malen. Dann muss man's fast alleine machen. Oh Gott, die arme Sau.

Pauline: Nummer neun: Elevens Black Void – dieses Weiße, wo sie reingeht – wurde in einem fußballfeldgroßen Studio gedreht, damit es wirklich unendlich wirkt.

Lea: Nee, das glaube ich nicht. Das kriegt man doch leichter hin als in so einem Riesenstudio. Und ich glaube, es gibt auch kein Studio so groß.

Pauline: Trash. Es war nur basketballfeldgroß.

Lea: Das ist trotzdem groß. Crazy.

Pauline: Und jetzt unser letzter Fakt. Props wie alte Cola- oder Mountain-Dew-Dosen wurden extra von Crewmitgliedern gesucht – auf Vintage-Märkten –, damit es authentisch aussieht, wenn die Kids daraus trinken.

Lea: Ich glaube, das stimmt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die das alles nachgearbeitet haben. Vielleicht haben sie eine Originale geholt und nachgebastelt, dass es eins zu eins aussieht.

Pauline: Sie haben alles nachgestellt.

Lea: Nein, Mann. Warum?

Pauline: Ich glaube, es ist auch schwer, so alte Dosen zu finden.

Lea: Stimmt. Aber ein paar Sachen ... mein Gott. Maybe. Der Mitarbeiter war halt beschäftigt mit den Schlingen.

Pauline: Stimmt. Gut, dann haben wir's. Wir sind fertig mit unserer True/Trash-Kategorie.

Lea: Geil. War gar nicht so schlecht, wie ich gedacht hätte.

Pauline: Okay, ich glaube, wir haben jetzt wirklich einmal alles durch: von echten Hintergründen über Verschwörungen bis hin zu komplettem Quatsch.

Und genau deshalb würde ich das Ende heute nicht selbst machen, sondern abgeben an die Person, die das Ganze eher aus Zuhörerperspektive begleitet hat. Lea.

Lea: Das bin ich.

Ich fasse kurz zusammen, was mein Eindruck war: Die Serie verbindet das, was Realität ist – was wir empfinden, was unser Alltag ist – mit Sachen, die wir uns nicht vorstellen können, die es bei uns nicht gibt. Und das macht es so spannend, weil es den Horizont erweitert und dich darüber nachdenken lässt. Vielleicht ist es

gar nicht so weit entfernt, weil: Guck mal, die haben das getragen, was meine Mutter getragen hat. So crazy und abgefahren ist es am Ende gar nicht. Am Ende ist es egal, ob etwas true oder trash ist, solange es hängen bleibt.

Und an der Stelle: Danke, dass ihr zugehört habt. Wir hören uns.

Pauline: Wir hören uns, Leute.